

Heidi Gidion

**„IM GEGENWÄRTIGEN VERGANGENES“ –
ÜBER DAS ERBEN IN LITERATUR UND LEBEN**

Für Johanna Renate Döring-Smirnov

Es ist ein Thema mit Variationen, das ich hier präsentieren werde, ein Thema, das zu den reizvollsten der Literatur gehört und das deshalb immer wieder als Herausforderung gewirkt hat, für Shakespeare bis zu modernen Autoren. Goethe, dem es vor allen anderen am Herzen lag, hat es mit dem Titel eines der Gedichte seines „Westöstlichen Divan“ auf die prägnante Formel gebracht: „Im Gegenwärtigen Vergangenes“. Ich brauche mein Thema deshalb nicht zu entwickeln, – es ist von Anfang an vollständig fertig da. So kann ich es umkreisen mit immer neuen Ansätzen in Gestalt exemplarischer Ausschnitte bedeutender Texte, in denen es zum Ausdruck kommt.

Im Vorgang des Erbens tritt der Übertritt des Vergangenen ins Gegenwärtige sinnfällig in Erscheinung, und in besonders differenzierter Weise begegnet uns das Erben in der Literatur.

Zum einen ist Literatur ja selbst ein großes Reservoir angefüllt mit Schätzen, die mit echten Perlen das eine gemeinsam haben: daß sie stumpf und glanzlos werden, wenn sie in Vergessenheit geraten und nicht getragen, das heißt, benutzt werden. Und zwar benutzt im Sinne genießerischen Vergnügens wie auch in kritischer Auseinandersetzung.

Zum andern kann ich wohl getrost die Behauptung wagen: Jegliche Erscheinungsweise des Erbens ist auch Motiv literarischer Gestaltung geworden.

Wir könnten uns mit Fug und Recht beschränken auf das Alte und Neue Testament und hätten Stoff genug für mehr als einige Stunden, wenn wir dort nur die Geschichten läsen, die vom Erben handeln, und zwar nicht nur die bekannten von Jakob und Esau, vom Verlorenen Sohn und seinem daheim gebliebenen Bruder, – sondern noch viele andere. Aber ich möchte einige wenige Texte säkularen Gehalts vor uns hinstellen, bekannte und weniger bekannte. Überaus bekannt ist, und deshalb nur eben zu erwähnen, beispielsweise eine der Tragödien Shakespeares, deren Stoff offenbar die Natur des Menschen als eines Familienwesens so nachhaltig und anhaltend betrifft, daß er auch in mehreren Märchen dargestellt ist und schon Shakespeare selbst in älteren Fassungen vorlag,

also schon von ihm geerbt wurde. Ich meine die Tragödie um den alten König Lear. Wenn ich nur den Namen ausspreche, so scheint er schon vor uns zu stehen, der alte König – den zu spielen sich die bedeutendsten Schauspieler gegen Ende ihrer Karriere gewünscht haben. Schon zu Lebzeiten teilt König Lear sein Reich auf an seine drei Töchter. Im Gegenzug will er allerdings von ihnen auch etwas haben, materialisierte Dankbarkeit in Gestalt von Liebesworten und verlässlicher Fürsorge im Alter, im Zustand der Hinfälligkeit. Diese Erbgeschichte ist also eine kaum verhohlene Tausch-Geschichte und geht denn auch gründlich schief. Die jüngste Tochter, die ihn von Herzen liebt, liebt ihn auch ohne jedes Erbe, und es widerstrebt ihr, Liebesworte zu liefern Zug um Zug, woraufhin sie der Vater, aufs äußerste enttäuscht, verstößt. Die beiden lieblosen älteren Töchter jedoch haben kein Problem mit dem wunschgemäßen Äußern liebender Phrasen, kassieren das Erbe, lassen den Vater aber anschließend unsanft merken, daß er als Besitzloser nichts mehr wert ist für sie. –

Eine gänzlich andere Gestalt gewinnt das Motiv des Erbens in einem Gedicht unserer Zeit.

Es ist ein Text von Sarah Kirsch, in dem sie eine Frau sprechen läßt. Daß es eine Frau von heute ist, zeigt sich darin, daß diese ihre Seele umstandslos in einem Atemzug mit einem Computer nennen kann. Die Frau von heute setzt sich in Beziehung zu Frauen von früher, stellt sich in eine Genealogie mit ihr gänzlich unbekanntem Vorgängerinnen. Zum Motiv des Erbens tritt das Motiv des Dankes. Denn die junge Frau tritt ihr Erbe in Dankbarkeit an: Was sie den Vorgängerinnen verdanken will, ist ausdrücklich kein Besitztum, sondern ein Entzücken, inniges Entzücken, ausgelöst durch einen einfachen Natur-Eindruck. Der Text, eine Mischung von Prosa und reimloser Lyrik, nennt sich „Unauslöschbares Bild“ und findet sich in Sarah Kirschs Band „Katzenleben“ von 1984. Er wird hier wiedergegeben in der ihr eigenen Syntax – das langsame, tastende Lesen herausfordernd, fast ohne Komma, aber gelegentlich einen Punkt setzend, die letzten sechs Zeilen dadurch herausgehoben, dass sie in Gedichtform angeordnet sind:

Das müssen die Vorgängerinnen im Blick gehabt haben im Frühjahr oftmals
 durch die Jahrhunderte sonst könnte mein Seelencomputer nicht so zu
 rasseln beginnen / Verbindungen knüpfend zu bestimmter Empfindung.
 Dieses alte einfache Bild ist ein gewaltiger Anblick, das bewirken die
 Dolomiten nicht nicht der Zürichsee in verschiedener schöner Beleuchtung.
 Ruckartige Freude, die Gewißheit / auf der Erde zu stehn. Nie habe ich
 ehrwürdige Schränke Barockgemälde alte Ringe geerbt

Nur die Erfahrung steckt in den Knochen
 Einer Wiese im fettesten Grün
 Gelbe und weiße Blumen und blaue
 Glänzende niedrigfliegende die Gräser

Berührende Schwalben in ihren
Schnellen lebendigen Mustern.

Dies ist ein mir besonders lieber Text, weil er eine Beziehung nach rückwärts entwirft – nicht als Beschwerde, nicht als Belastung, das heißt: nicht als verpflichtende Schuld, sondern als „ruckartige Freude, die Gewißheit, auf der Erde zu stehn“, – und diese Emotion mag die Sprecherin sich nur als gefühlsmäßiges Erbe vorstellen von Frauen, die die gleiche intensive Erfahrung eines Sommertags aufmerksam und glücklich in sich aufgenommen haben

Zitiert seien nun zwei Strophen aus Goethes titelgebendem Gedicht (Westöstlicher Divan, Buch des Sängers), und Zitieren heißt ja nichts anderes als: einen Text aus der Vergangenheit hereinrufen in unsere Gegenwart.

Im Gegenwärtigen Vergangenes

Ros' und Lilie morgentaulich
Blüht im Garten meiner Nähe;
Hinten an, bebuscht und traulich,
Steigt der Felsen in die Höhe;
Und mit hohem Wald umzogen,
Und mit Ritterschloß gekrönt,
Lenkt sich hin des Gipfels Bogen,
Bis er sich dem Tal versöhnet.

Und da duftet's wie vor Alters,
Da wir noch von Liebe litten,
Und die Saiten meines Psalters
Mit dem Morgenstrahl sich stritten;
Wo das Jagdlied aus den Büschen
Fülle runden Tons enthauchte,
Anzufeuern, zu erfrischen
Wie's der Busen wollt' und brauchte.

Ich breche das Zitat hier ab. Konzipiert hat Goethe das Gedicht an einem Julimorgen 1814 in Eisenach auf der Reise nach Frankfurt. Der Anblick der Wartburg („und mit Ritterschloß gekrönt“) erinnerte den 65-Jährigen an Jagdaufenthalte vor mehr als dreißig Jahren, mit seinem wilden Herzog Karl August in der ersten Weimarer Zeit, als er der Geliebten, Charlotte von Stein, in spontanen ausführlichen Briefen Tag für Tag sich alles von der Seele schrieb, was ihn bewegte. Wobei die Anfangswendung des Gedichts, „Ros und Lilie morgentaulich“ selbst ein Zitat darstellt, nämlich, wie es zum Programm des „West-Östlichen Divan“ gehört, aus Gedichtzeilen des frühen orientalischen Dichters und Sufi-Mystikers Hafis von den „Ros' und Lilien“, die ihre Kelche zum Weintrinken hochhalten. Hinzugefügt sei, daß für Goethe wie für seinen Lehrer Herder

die morgenländische Literatur und Philosophie, der er im „West-Östlichen Divan“ huldigt, die Jugend der Poesie bedeutete, ganz im Sinne des „Ex Oriente Lux“. So wird im Raume der Gegenwart – in dem, wie es später heißt, „die Wälder ewig sprossen“ und in dem es duftet „wie vor Alters“ – auch die Jugend der Poesie evoziert ineins mit der Erinnerung an die frühe Weimarer Zeit, seine eigene Jugend. Auch die Jugend ist so im Altersgedicht aufgehoben, das Ferne im Nahen, autobiographisch und zugleich überindividuell, und damit im Goetheschen Sinne wahrhaft symbolisch, sind die Zeitbestimmungen als ein- und ausgrenzende aufgehoben. Das alles und mehr schwingt mit im Gedichttitel „Im Gegenwärtigen Vergangenes“.

Goethe war von höchster Sensibilität gerade im Hinblick auf die hier angesprochene übergreifende Zeit-Erfahrung. Im Roman seiner Altersjahre, „Wilhelm Meisters Wanderjahre“, stellt er immer neue Phänomene dar als Belege dafür, daß Lebendiges untertauchen kann, vom Manifesten ins Latente, und unterirdisch die Kontinuität während, irgendwann wieder an die Oberfläche der Erscheinung tritt. So treten im Enkel die Neigungen des Großvaters wieder hervor, die von den Söhnen ganz vernachlässigt oder gar abgelehnt worden waren. Ja, der ganze große schwierige Roman läßt sich lesen auch als eine Beschwörung der Lebenskräfte gegen Formen des Todes, also gegen das Abbrechen, das Abschneiden von erhaltenswerten Traditionen, gegen die irrtümliche Annahme des Endens eines einstmals wirksam Lebendigen, – bloß, weil es in der Gegenwart nicht sichtbar sei. Das entsprach Goethes morphologisch biogenetischen Grundüberzeugungen: Mochte sich das Neue auch noch so neu gebärden – dem Blick dessen, der weite Zeitspannen überblickte, enthüllte sich immer erhaltenswertes Altes im scheinbar traditionslos Neuen.

Noch einmal ist Goethe zu nennen. Durch höchst seltsame Umwege ist von den Büchern meines Vaters aus der zerbombten Berliner Wohnung auf mich einzig ein großer Karton gekommen. In ihm durcheinander gestapelt bräunlich verfärbte, zum Teil reichlich zerfledderte alte Reclam-Bändchen. Ich stöbere und schmökere noch heute immer wieder in ihnen, gedankenverloren und selbstvergessen, erinnerungsselig, wenn ich den Anstreichungen, Frage- und Ausrufezeichen mit inzwischen verwischem Bleistift von der Hand meines Vaters begegne. Kürzlich schlugen sich mir gleichsam von selbst diese Seiten auf, die ich fand, ohne sie eigentlich zielstrebig gesucht zu haben. Hören Sie nur:

Oh wie glücklich ist der, dem Vater und Mutter das Haus schon
Wohlbestellt übergeben, und der mit Gedeihen es ausziert!
Aller Anfang ist schwer, am schwersten der Anfang der Wirtschaft.

[...]

Und so hoff' ich von dir, mein Hermann, daß du mir nächstens
In das Haus die Braut mit schöner Mitgift hereinführst;
Denn ein wackerer Mann verdient ein begüterttes Mädchen,

Und es behaget so wohl, wenn mit dem gewünschten Weibchen
Auch in Körben und Kasten die nützliche Gabe hereinkommt.

Nicht umsonst bereitet durch manche Jahre die Mutter
Viele Leinwand der Tochter, von feinem und starkem Gewebe,
Nicht umsonst verehren die Paten ihr Silbergeräte,
Und der Vater sondert im Pulte das seltene Goldstück:
Denn sie soll dereinst mit ihren Gütern und Gaben
Jenen Jüngling erfreuen, der sie vor allen erwählt hat.

[...]

Nur wohl ausgestattet möcht' ich im Hause die Braut sehn...

So spricht der Vater, der Wirt zum Goldenen Löwen, am Marktplatz eines kleinen Städtchens am Rhein, in Goethes Versepos „Hermann und Dorothea“. Auch dieses Stück, verstaubt und hochaktuell zugleich, ist wie geschaffen für mein Nachdenken hier, denn unter anderem geht es um eine unveraltete Konfrontation zweier Weltansichten, um eine Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen: das traditionsverhaftete Festhalten an Besitz und dessen Weitergabe, – in der Konfrontation mit dem Zeitgeist, dem von der französischen Revolution geprägten, der über das Denken in Kategorien von Besitz und Erben hinwegbraust.

Ich versage es mir, darauf zu sprechen zu kommen, wie dieser Text sich in seiner Form des Vers-Epos selbst in eine weit zurückreichende Tradition stellt, sie anruft mit den Namen der Musen vor jedem Abschnitt, der „Gesang“ heißt, und sie zitiert in der Versgestalt der Hexameter; aber auch Goethe verwandelt sich das Überkommene und Übernommene an. Denn was er präsentiert in diesem schon in seiner Zeit längst zur Antiquität gewordenen epischen Rahmen, das sind statt Göttern und Helden ja die bürgerlichen Personen seiner Gegenwart, der aufgeregten Zeit nach 1789. Daß sich Goethe auch die Handlung in allen wesentlichen Punkten angeeignet hat aus einer überlieferten Anekdote, in der es um die Vertreibung von Protestanten aus dem katholischen Salzburg ging, hundert Jahre zuvor, – auch das sei nur angemerkt als ein weiteres Beispiel für Dichten als verwandelndes, das Ferne ans Nahe anverwandelndes Erben. Die Choreographie des Stückes sei kurz vergegenwärtigt:

Emigranten, ihrer Habe beraubt, ziehen vorbei an den Seßhaften mit ihren alten vollen Schränken; die einen haben noch alles, die andern haben nichts mehr. Eine gleichsam archetypische, das heißt immer aufs neue aktuelle Situation.

Je ein Repräsentant der jüngeren Generation beider Parteien werden zusammengeführt: das Flüchtlingsmädchen Dorothea und der Erbe des erbstolzen Wirtes vom Goldenen Löwen, dessen Credo wir eben hörten. Der ausweglos scheinende Konflikt ist vorprogrammiert, denn der Vater hat ja auch längst die passende Braut ausgespäht für den Sohn, eine der Töchter des reichen Nachbarn: „Nur drei Töchter sind da / die teilen allein das Vermögen.“ Der Sohn aber hat von diesen modebewußten und verwöhnten jungen Damen so viel Spott einstecken

müssen wie seinerzeit der junge Student Goethe aus Frankfurt von den sich als weltstädtisch aufführenden jungen Leipzigerinnen. Der Sohn also durchkreuzt alle väterlichen Pläne und erreicht mithilfe seiner Mutter, die beweglicher und deshalb entschieden weniger konservativ ist als ihr Mann, daß es nach allerlei Verwirrspielen doch zur Verbindung des Hauserben mit dem Flüchtlingsmädchen kommt. Dorothea ist übrigens eine von Goethes emanzipiertesten Frauengestalten, eigenständig und mutig. Auch des Wortes ist sie mächtig, und so hält sie zu ihrer eigenen Verlobung eine Rede zur Rechtfertigung der Tatsache, daß sie schon einen Ring am Finger trägt. Sie gedenkt ihres früheren Verlobten, der in den Wirren der Revolution verschollen blieb, gedenkt seines Vermächtnisses, indem sie seine letzten Worte erinnert. Diese aber stehen in genauem Gegensatz zu des Vaters Lobpreis allen Erb-Besitzes vom Anfang des Stücks. So läßt Dorothea den toten Verlobten noch einmal zu Wort kommen und praktiziert auf ihre Weise das Motto: im Gegenwärtigen Vergangenes – und Zukünftiges. Es sind Worte, wert, weiter tradiert zu werden:

„Lebe glücklich“, sagt’ er. „Ich gehe: denn alles bewegt sich
Jetzt auf Erden einmal, es scheint sich alles zu trennen.
Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten,
Und es löst der Besitz sich los vom alten Besitzer,
Freund sich los von Freund: so löst sich Liebe von Liebe.
Ich verlasse dich hier; und wo ich jemals dich wieder
Finde – wer weiß es? Vielleicht sind diese Gespräche die letzten.
Nur ein Fremdling, sagt man mit Recht, ist der Mensch hier auf Erden;
Mehr ein Fremdling als jemals ist nun ein jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Schätze;
Gold und Silber schmilzt aus den alten heiligen Formen;
Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
Lösen in Chaos und Nacht sich auf und neu sich gestalten.
Du bewahrst mir dein Herz; und finden dereinst wir uns wieder
Über den Trümmern der Welt, so sind wir erneute Geschöpfe,
Umgebildet und frei und unabhängig vom Schicksal.
Denn was fesselte den, der solche Tage erlebt hat!“

Das ist ein Vermächtnis neuer Zeit, das die junge Frau hier einbringt in den Raum, der den Selbsthaften und Konservativen gehört. Hermann spricht darauf: „Desto fester sei bei der allgemeinen Erschütterung, / Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern, / Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum“, und fügt noch bekräftigend hinzu: „Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals!“ – womit er sich zwar als Sohn seines Vaters beweist, aber Goethe läßt ihn unbestreitbar das Zeichen setzen für den Beginn einer neuen Genealogie, indem er ihn die mittellose Frau mit solchen aufrührerischen Worten lieben und gegen den Willen des Vaters ins Haus holen läßt.

Im Film hieße es Scharfer Schnitt, wenn wir uns jetzt einigen Exempeln literarischer Zeugnisse der Gegenwart zuwenden. Wobei als erster der Modernen der DDR-Autor Ulrich Plenzdorf genannt werden muß, weil er das Kunststück fertigbrachte, eben dieses zum Thema zu machen: Sich Geerbtes Anverwandeln, es Benutzen und dabei Umwandeln, der eigenen Zeit, den eigenen Bedürfnissen gemäß. Als bewußter Erbe zugleich ein aufmüpfiger Erbe, verfaßte er „Die neuen Leiden des jungen W.“, mit dem „Werther“ von Goethe im Kopf, mit diesem Ürvater im Kopf, der, wie wir gesehen haben, selbst doch ein so bewußter Erbe war. Der junge Autor Ulrich Plenzdorf setzte am Anfang erst einmal drastisch ins Bild, in welchem Maße des jungen Goethe einstmals hochberühmter Text „Die Leiden des jungen Werthers“ herabgekommen war im Laufe knapp zweier Jahrhunderte: Das Reclam-Bändchen mit Goethes Text befand sich im lichtlosen Kabäuschen einzig seines Papier-Nutzens halber, und der junge Mann bediente sich seiner nach dem Herausreißen einiger Seiten dankbar im Dunkeln, nach Verrichtung seiner Notdurft. Erst im hellen Tageslicht, den Rest der Blättchen in der Hand, sah er, daß auf dem Papier auch etwas gedruckt stand, – und so viel er hatte anfangen können mit den Papierblättchen, so wenig zu bieten hatte ihm das darauf Gedruckte. Denkt er. Bald jedoch muß sich der junge DDR-Bürger ungläubig davon überzeugen: „Der olle Werther –, der Mann hat Bescheid gewußt.“ Die „olle Scharteke“ erweist sich als ungeahnt aktuell. Seine eigene gesellschaftliche Unangepaßtheit, seine eigene soziale Isolierung zum Leidwesen seiner vernünftigen Mutter, und sein verrücktes, leidenschaftliches Verlangen nach der Frau, die sich schon für einen anderen Mann entschieden hat, – all das findet er nirgendwo genauer ausgedrückt als ausgerechnet in Goethes „Werther“. Ja, was er gerade selbst erlebt, das begreift er förmlich erst dank dieses ihm eigentlich sternenfernen Gefühlsausbruchs einer vor zweihundert Jahren erdichteten Gestalt namens Werther, gerade mithilfe ihrer emotionalen, gänzlich „uncoolen“ Sprache, die ihm so antiquiert geklungen hatte, so, wie er es nannte: „geschwollen“. – Listig hatte sich der junge Autor Plenzdorf eines kanonischen Textes aus dem sogenannten „nationalen kulturellen Erbe“ bedient, um stellvertretend für den einzelnen Heranwachsenden seiner Zeit kritisch darstellen zu können, wie sich seine Leiden anfühlten, mitten in einer Gesellschaft, die sich doch so viel zugute tat auf Erziehung durch und für das Kollektiv. – Interessant ist, daß Buch, Film und Stück „Die neuen Leiden des jungen W.“ ein überwältigender Erfolg waren beim jugendlichen Publikum in Ost und West gleichermaßen, über viele Jahre hin; das heißt, der Text erreichte gerade die Generation, die von sich verkündete, „null Bock aufs Erbe“ zu haben (mit Ausnahme von Bargeld) – sei’s in Sprühschrift oder in Popsongs oder einfach in unübersehbaren Verhaltensweisen.

Auffallend ist, wie viele Autorinnen und Autoren der zeitgenössischen Literatur, ältere wie jüngere, sich mitten hineinbegeben in überlieferte mythische oder antike Konstellationen und damit mitten hinein in die Auseinandersetzung mit einer

geistigen Erbfolge; da gibt es keine Berührungsscheu, und das galt nicht etwa nur für Christa Wolf mit ihrer *Kassandra-* und *Medea-Variation* oder für den altphilologisch gebildeten Lyriker Durs Grünbein, – zu nennen ist etwa stellvertretend Grete Weil mit ihrem bedeutenden Roman „*Meine Schwester Antigone*“. In ihm identifiziert sich eine jüdische Frau gegen Ende des zweiten Weltkriegs mit der Frauengestalt von Sophokles, der Prinzessin Antigone, – und deutet sie um. Angesichts der Judenverfolgung im Amsterdam von 1944 zitiert sie den berühmten Widerstandsspruch der Antigone: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!“ – aber nur, um ihn umzukehren im Hinblick auf ihre spezifische Situation: „Nicht mitzulieben, mitzuhassen bin ich da!“ Sie selbst, die Erzählerin selbst, hat es nicht gewagt; aber sie ist überzeugt: Die Antigone, die sie meint, ihre Inhumane, hätte es gewagt und getan in der Konfrontation mit mörderischer Inhumanität.

Nun sei zumindest skizziert der prekärste und brisanteste Aspekt unseres Themas: das nicht gewünschte Erbe, die Absage des Gegenwärtigen an das Vergangene.

Peter Weiß in seiner Erzählung von 1961 „*Abschied von den Eltern*“ schreibt gleichsam eine Kontrafaktur zum dankbar annehmenden, sich anverwandehnden Umgang mit den überkommenen materiellen sowie, unlösbar mit ihnen verbunden, den überkommenen spirituellen Werten. Ich zitiere, gekürzt, eine anschauliche Szene, die schon den scharfen, analytischen Blick des Dramatikers bezeugt, der wenig später das bahnbrechende Stück „*Die Ermittlung*“ schreiben wird.

Am nächsten Tag traf ich im Elternhaus ein, wo mich meine Stiefbrüder und deren Frauen ... zur Beerdigung, Testamentsvollstreckung und Verteilung des Inventars erwarteten. In den folgenden Tagen vollzog sich die endgültige Auflösung der Familie. Eine Schändung und Zerstampfung fand statt, voll von Untertönen des Neids und der Habgier, obgleich wir nach außen hin einen freundlich überlegenen Ton besten Einvernehmens zu bewahren suchten. Auch für uns, obgleich wir uns längst davon entfernt hatten, besaßen alle diese angesammelten Dinge ihren Wert, und plötzlich war mit jedem Ding eine Fülle von Erinnerungen verbunden. Die Standuhr mit dem Sonnengesicht hatte in meine frühesten Träume hinein getickt, im Spiegel des riesigen Wäscheschranks hatte ich mich bei meinen nächtlichen Streifzügen im Mondlicht erblickt, in den Querleisten des Eßzimmertischs hatte ich Höhlen und Unterstände gebaut, hinter den mürben Samtgardinen hatte ich mich vor dem Fischer im Dunkeln verkrochen, und viele der Bücher in den breiten, hohen Regalen enthielten heimliche, verbotene Lektüre. Wir zogen und schoben an den Stühlen, Sofas und Tischen herum, gewaltsam brachen wir die Ordnung auseinander, die immer unangreifbar gewesen war, und bald glich das Haus einem Möbellager, und die Gegenstände, von der Hand unserer Mutter ein Leben lang gehütet und gepflegt, lagen in verschiedenen Zimmern zu fünf großen Haufen geschichtet, teils um übernommen, teils um verkauft zu werden, ... Die nackten Glühbirnen

strahlten scharf in allen Zimmern und spiegelten sich in den schwarzen Fensterscheiben. Da war mir, als öffnete sich die Tür und meine Mutter erschiene, fassungslos in das geisterhafte Treiben ihrer Kinder starrend. In jedem von uns starb etwas in diesen Tagen, jetzt, nach der Plünderung, sahen wir, daß dieses Heim, aus dem wir ausgestoßen worden waren, doch eine Sicherheit für uns verkörpert hatte, und daß mit seinem Aufhören das letzte Symbol unserer Zusammengehörigkeit verschwand.

Fremdheit als Grundgefühl, Abschied von den Eltern als einzige Überlebensstrategie, das entwickelt der rückblickende Sohn in seinen Vergegenwärtigungen, und am Ende heißt es:

Aus dieser Zeit würgt sich ein Schrei aus mir heraus, warum haben wir diese Tage und Jahre vertan, lebendige Menschen unterm gleichen Dach, ohne einander ansprechen und hören zu können. Was war dies für eine Krankheit, die uns so trübte, die uns mit solchem Mißtrauen, solcher Scheu angefüllt hatte...

Kein: Blick heimwärts, Engell, sondern: Blick zurück im Zorn! Der entschlossenen Abwendung und gänzlichen Neuorientierung gilt das letzte Wort:

Die Räder der Eisenbahn dröhnten unter mir mit unaufhörlichen Kesselschlägen, und die Gewalten des Vorwärtsfliegens schrien und sangen in beschwörerischem Chor. Ich war auf dem Weg, auf der Suche nach einem eigenen Leben.

In den 70-er bis 80-er Jahren brachen in der deutschen Literatur die bohrenden Befragungen, die Abrechnungen geradezu heraus, in einer ganzen Reihe von Texten, in denen Söhne zuerst, aber später auch Töchter, etwas aufspürten in ihrer Gegenwart, das sie umtrieb und das sie verkörpert fanden in ihren Vätern, das von denen mit jahrzehntelangem Stillschweigen übergangen worden war. Hier war lange Jahre vor David Goldhagen nachgefragt worden nach den schweigsamen, willigen Vollstreckern Hitlers. Diese Autoren forschten den Taten und Mit-Taten ihrer Väter nach, immer mit dem entsetzlichen Verdacht, etwas könnte sich doch schleichend auf sie, die Söhne, „vererbt“ haben, wie in Ibsens Stück „Gespenster“ – daher ihr ohnmächtiger Haß. Ich erinnere nur an das Buch „Die Reise“ von Bernward Vesper, Sohn des Nazi-Barden Will Vesper, das nach dem Selbstmord des Sohnes 1977 herauskam. Ich erinnere an Christoph Meckels Buch von 1980 mit dem programmatischen Titel „Suchbild. Über meinen Vater“, sowie an Elisabeth Plessens „Mitteilung an den Adel“ von 1976. In den beiden letztgenannten Erzählungen ist es die späte Lektüre der Kriegstagebücher der Väter, die ihre erwachsenen Kinder konfrontieren mit Zügen der Väter in deren

Zeit, die ihnen unbekannt geblieben waren. Nur durch genaues Kennenlernen, so glaubten sie, könnten sie sich wirksam davon distanzieren.

Mit ganz anderem Ergebnis hat Peter Härtling in seinem autobiographischen Text seinem Vater nachgeforscht; „Nachgetragene Liebe“ heißt seine Erzählung von 1980, die der Autor mit 47 Jahren publizierte und „seinen Kindern“ widmete; da entdeckt er erst als Erwachsener nach dem frühen Tod des Vaters hinter dem unzugänglich verschlossenen Vater seiner Kindheit, der ihn mit seinem Schweigen und seiner Nichtachtung als Strafe allzu oft gepeinigt hatte, einen Mann, dessen politische Unbestechlichkeit und Gradlinigkeit er zu achten, ja zu lieben lernt.

Noch ein weiteres Umkreisen mit neuen Bildern.

In ihrem ersten autobiographischen Roman, „Gebranntes Kind sucht das Feuer“ beschreibt Cordelia Edvardson, Tochter der Dichterin naturmagisch-mystischer Texte, Elisabeth Langgässer, eine Tochter, die das Erbe der Mutter bewußt annimmt, und das heißt hier: auf sich nimmt. Cordelia Edvardson schreibt: „Die Mutter nährten die eigenen Mythen, und durch die Nabelschnur, die nie durchschnittene, nährten sie auch die Tochter.“ So macht sie sich das von der Mutter ihr übermachte paradoxe Selbstbild der machtlosen, sich aufopfernden Retterin dergestalt zu eigen, daß sie sich ohne nennenswerten Widerstand Anfang der 40-er Jahre ins Konzentrationslager schicken läßt, um die bedrohte Familie (Elisabeth Langgässer war „Halbjüdin“) von sich, der „Dreivierteljüdin“, zu befreien. Wie durch ein Wunder gelingt es dem Schwedischen Roten Kreuz, die schwerkranke Jugendliche zu retten. Das ganze Buch ist eine bewegende Auseinandersetzung mit der Mutter und ihrer geistigen Hinterlassenschaft; es spiegelt die gewaltige Anstrengung, von ihr loszukommen.

In Cordelia Edvardsons zweitem Buch „Die Welt zusammenfügen“ spricht eine erwachsene, reife Tochter, die inzwischen selbst Kinder hat. Sie bedenkt noch einmal die ihr seinerzeit aufgezwungene Prägung und deren nahezu mörderisch-selbst-mörderische Folgen. Jetzt erst, im rückblickenden Schreiben, entdeckt sie einen Freiheitsspielraum der Gegenwart im Umgehen mit jener qualvollen Vergangenheit. Der schon lange Jahre toten Mutter schreibt sie jetzt einen Brief: „Geliebte, gehaßte Mutter“, und es ist ein Abschiedsbrief, in dem sie das Bild von der russischen Puppe gebraucht:

Ich kann uns, Dich und mich, auch als eine dieser russischen Puppen sehen, die man auseinanderschraubt und bei denen jede Puppe hohl ist und eine kleinere Puppe in sich birgt, bis auf die letzte winzige Puppe, die nicht hohl, sondern einfach da ist. Ich bin es leid, bis auf den Tod leid, eine dieser hohlen Puppen für Dich zu sein, Mutter. Ich möchte die innerste massive Puppe werden, die sich, wenn auch noch so klein, selbst genug ist.

Und sie stellt dar, in einer einführenden, prozeßhaften Begleitung jener von ihr gedichteten Tochter, die ihre eigenen Züge zu entdecken beginnt, wie sie nie fertig

wird mit diesem Bestimmen des Verhältnisses der destruktiven Vergangenheit zur Gegenwart.

„Die Vergangenheit ist unserer Barmherzigkeit ausgeliefert“, – das hatte sie als Motto ihrem ersten Buch mitgegeben. In ihrem zweiten Buch muß sie den Satz kommentieren, da er zu Mißverständnissen eingeladen hatte. Sie stellt klar:

Nein, und hundertmal nein, die Barmherzigkeit, die ich meine, ist keine allesverzeihende Umarmung... Jene Barmherzigkeit, die ich suche, sie wendet sich noch einmal um, sie geht den Weg noch einmal zurück, sie geht auf erfrorenen, wunden Füßen über scharfe, spitze Steine, sie rutscht auf den Knien durch dunkle, schleimige Tunnel, durch die stinkenden Kloaken der Vergangenheit kriecht sie, bedeckt von Unrat jeglicher Art. Doch am Ende dieser Reise... kann diese Barmherzigkeit auch den Mut und die Kraft verleihen, der Bestie ins Gesicht zu sehen, tief drunten in der Unterwelt, das Entsetzen und die Verlockung zu erkennen und zu ertragen, bis sie aus der Tiefe der Seele sagen kann: Nein. Nein, ich will nicht. Ich gehöre dir nicht. Ich will frei sein. Frei. Diesen Weg einmal zu gehen, genügt aber nicht. Wie im Märchen muß man ihn mindestens dreimal gehen und vielleicht noch öfter.

Ich habe den Eindruck: Diese literarische Gestaltung drückt stärker, als jede abstrakte Begrifflichkeit es könnte, die heilsame Dynamik, aus, die rettenden Metamorphosen des Verhältnisses: Im Gegenwärtigen Vergangenes, wenn das Vergangene das Gegenwärtige nicht nur zu überschatten, sondern zu verschlingen droht.

Die Autorin stellt dar, wie ihr Sohn wiederum sein eigenes Bild für das Verhältnis gefunden hat:

Als der Sohn ihr erstes Buch gelesen hatte, da sagte er: Jetzt weiß ich, daß dein Schicksal gleich einem Marmorblock in mir liegt. Eines Tages muß ich wie ein Bildhauer drangehen und meine eigene Figur rausmeißeln.

Auch dieses Bild scheint mir über sich hinauszudeuten und ungemein nützlich und hilfreich zu sein.

Zum Abschluß sei noch ein Blick auf die literarisch gestaltete Familiengeschichte derer geworfen, die nicht diesem äußersten Entsetzen der Vernichtung ausgeliefert gewesen sind. Es gibt kaum eine Erzählung dieses Motivkreises, in die nicht Familien-Fotos einkomponiert sind. Die im Text jeweils betrachteten, kommentierten alten Fotos holen das Vergangene gleichsam herein in die erzählte Gegenwart, sie sind die sinnlichen Repräsentanten des Vergangenen. Ein Familienalbum ist als Schreibanlaß genannt auch in dem letzten Text, den ich hier zitiere. Michael Ignatieff hat die Geschichte seiner Familie „Das russische Album“ genannt und darin erzählend, gestaltend und reflektierend dargestellt, was

ich als Zusammenfassung und Schlußbild hinstellen möchte in einer längeren, zusammenhängenden Passage:

Auf den Seiten unseres Familienalbums blicken unsere Großeltern auf uns, fest eingebunden in eine vergangene Epoche, die Lippen geöffnet, als wollten sie uns etwas mitteilen, das wir nicht hören können. – In einer säkularen Kultur bleiben sie die einzigen Ikonen eines Haushalts, die einzigen Gegenstände, deren religiöse Funktion es ist, die Lebenden mit den Toten zu verbinden und die zeitliche Identität der Lebenden zu sichern. Die Fotografie hilft nicht allein, eine zeitliche Identität herauszubilden, sondern sie stellt auch die Frage nach der Freiheit des Selbst, seine eigene Gegenwart zu schaffen. Das Gefühl des Erstickens, das Familienfotos hervorrufen können....

Ich glaube nicht an eine Rückkehr zu den Wurzeln. Als meine Großmutter ein kleines Mädchen war, glaubte sie, sie sei ein grüner Sproß an einem großen, grünen Baum, der in die dunkle Erde hinabreichte. Ich aber bin der Enkel ihrer Entwurzelung, der Nachkomme ihrer Enteignung. Dies ist meine Geschichte, und ich erfinde sie von einem Augenblick zum nächsten. Ich will selbst meine Wurzeln lösen können, wenn ich festgefahren bin, ganz von neuem anfangen, wenn es nötig ist. Ich kann nicht wissen, was meine Kinder mit Vorfahren aus der Zeit der staubigen Straßen und der langen Nachmittage auf der schattigen Veranda in der Weite der russischen Landschaft anfangen. Doch ich will den Weg beleuchten und Zeichen auf ihm setzen, so daß sie selbst in die Dunkelheit weiterreisen können, weil sie des Weges hinter sich gewiß sind.

Das alte russische Sprichwort, das der Autor des Buches „Das russische Album“ als Motto wählt, sei mein Schlußsatz: „Verstricke dich in die Vergangenheit, und du verlierst ein Auge. Weise sie von dir, und du verlierst beide.“